



**Berlin,  
Marien  
straße**

**23**

rüffer & rub

**Bärbel  
Reetz**



**Berlin,  
Marien  
straße**

**23** rüffer & rub

**Bärbel  
Reetz**







Berlin,  
Marien  
straße  
23  
Bärbel  
Reetz



Die Autorin und der Verlag bedanken sich  
für die großzügige Unterstützung bei

**Elisabeth Jenny-Stiftung**

Der rüffer & rub Sachbuchverlag wird vom Bundesamt  
für Kultur mit einem Strukturbeitrag für die Jahre  
2021–2024 unterstützt.

Erste Auflage Frühjahr 2021

Alle Rechte vorbehalten

Copyright © 2021 by rüffer & rub Sachbuchverlag GmbH, Zürich  
[info@ruefferundrub.ch](mailto:info@ruefferundrub.ch) | [www.ruefferundrub.ch](http://www.ruefferundrub.ch)

Design E-Book: Clara Cendrós

ISBN Book: 978-3-906304-81-6

ISBN E-Book: 978-3-906304-90-8



## **Prolog**

- I Flüchtige Begegnung**
- II Tee en gros & en detail**
- III Blick aus dem Fenster**
- IV Katarakte**
- V Kissinger Intermezzo**
- VI Die Tanzprinzessin**
- VII A Mensch mit a weitem Guck**
- VIII Geldgeschäfte oder Magnus' Erben**
- IX Das Gefängnis des Generals -  
    Auszüge aus einem fiktiven Tagebuch**
- X Faust im 2. Stock**
- XII Mauerbau mit Brause**

## **Epilog**

### **Anhang**

- Anmerkungen
- Bildnachweis
- Personenregister
- Dank
- Biografie

Für Ingo







# Prolog



---

Eingangsportal Marienstraße 23,  
Zugang von der Straße



---

**»Literatur ist immer von den Tiefen, von Auswurf und Abfall angezogen worden, nicht als handle es sich um ein Elendes, das der Erlösung bedürftig wäre, sondern als seien es Winkel, in denen sich ein unwiederbringlicher Zauber versteckt habe.«**

---

Claudio Magris



Zu Beginn: das Ende eines Krieges. Dreißig Jahre marodierende Soldaten, katholische Kaiserliche, protestantische Schweden. Plünderungen. Brandschatzungen. Hungersnöte. Seuchen. Verwüstetes Land. Verwaiste Dörfer. Städte, in denen, als endlich Frieden geschlossen ist, nur wenige überlebt haben. »Zu wenige, um sie wieder aufzubauen«, befindet Brandenburgs Großer Kurfürst und erlässt zu Potsdam ein Edikt, das Verfolgten freie Religionsausübung und Toleranz zusichert.

Juden, vertrieben aus Österreich, folgen dem Aufruf und verfolgte Protestanten aus Frankreich, denen sich der Kurfürst, der anders als seine lutherischen Landeskindern Calvins Lehre anhängt, besonders verbunden fühlt. Mit der Zusage zahlreicher Privilegien sollen die arbeitsfähigen Refugiés ins unbekannte Brandenburg gelockt werden: Befreiung von Steuern und Zöllen, kostenlose Mitgliedschaft in Zünften, Bereitstellung von Grundstücken und kostenlosem Baumaterial, Anschubfinanzierungen für gewerbliche Existenzgründungen, schließlich das Bürgerrecht.

20000 französische Flüchtlinge, Männer, Frauen und Kinder, die man später Hugenotten nennen wird, ziehen aus ihren Heimatregionen zu Sammellagern in Amsterdam, Frankfurt am Main oder Hamburg. Die Weiterreise nach Osten und anschließende Verteilung im Land wird vom neu gegründeten staatlichen Kommissariat für französische Angelegenheiten in Berlin gelenkt, das künftig auch die Einhaltung der zugesicherten Privilegien überwacht.

Wohlvollend begleitet von Hof und Adel, dem das Französische als Ausdruck zivilisatorischer Lebensart gilt, vollzieht sich die gut organisierte Peublierung Brandenburgs. In Berlin werden den Geflüchteten Grundstücke in der neu entstehenden Dorotheenstadt zugewiesen und am Friedrichstädter Markt, an dem auch die Stallungen des Kürassierregiments Gens d'Armes liegen. Dort errichten sie ihre Kirche, daneben den Gottesacker,

wählen ihre Gemeindeältesten und rücken, obwohl aus unterschiedlichen Regionen Frankreichs stammend, eng in der Gemeinde zusammen.

Denn neben dem Wohlwollen des Hofes, der sich die Fertigkeiten der Tapissiers, Seidenweber, Leinendrucker, der Perückenmacher und Emaillere gern zunutze macht, Pastetenbäcker, Confituriers und Pâtissiers beschäftigt, schlagen den Neubürgern von der Berliner Bevölkerung Ablehnung und Misstrauen entgegen. Wohnraum und Lebensmittel sind durch die plötzlich Hinzugekommenen knapp geworden, die Preise gestiegen. Existenzangst grassiert und Neid auf die Privilegien. Französisch, wohin die Berliner hören! Jeder fünfte Einwohner ist um 1700 ein Refugié!

Steine fliegen in die Fenster der neu errichteten Häuser, nachts werden Brände gelegt. Die Missgunst wächst, als der Kurfürst und sein Sohn, der sich selbst 1701 zum König in Preußen krönt, den Neubürgern, deren Kolonie stetig wächst, ein Gerichtswesen nach französischem Vorbild zugestehen. Und während den Einheimischen bei Krankheit nur die vom König eingerichteten »Lazareth-Häuser« jenseits der Spree zur Verfügung stehen, in denen sich die Armen, Bettler, Prostituierten und unehelich Schwangeren drängen, wird den neuen Bürgern unweit dieser Charité der Bau eines eigenen Spitals und eines für ihre Kinder, das Petit Hôpital, gestattet.

Es sind Brachen, auf denen jenseits der Spree gebaut wird. Sumpfige Weiden an den Ufern wechseln mit kargen Sandböden. Dennoch entschließt sich eine Gruppe der Kolonisten, hier ihre Häuser zu errichten, Felder und Gärten, sogar einen Weinberg anzulegen. »Mon habitat / Moabit« nennen sie ihre Siedlung, pflanzen Obstbäume, ziehen Gemüse, auch in Berlin unbekanntes wie Spargel, der prächtig gedeiht. Nur die auf Befehl des Königs vorgenommene Setzung von Maulbeerbäumen und Zucht

von Seidenraupen schlägt wegen des Klimas und der schlechten Bodenbeschaffenheit fehl.

Doch trotz ihres schnellen Spracherwerbs und dem Willen zur Anpassung bleibt es zwischen Kolonisten und Einheimischen über Jahrzehnte ein Neben-, kein Miteinander. Nicht nur wegen der ablehnenden Haltung der Berliner, sondern auch, weil die Geflüchteten bestrebt sind, ihre Traditionen in der Fremde zu bewahren. So wird in der von ihnen begründeten Schule, ebenso wie im Gottesdienst, Französisch gesprochen, auch im »orphelinat«, dem Waisenhaus, und der Armenbäckerei, wo sich Alte und Bedürftige täglich zu Brot und einem Napf Bouillon einfinden.

Erst als unter dem Urenkel des Großen Kurfürsten, König Friedrich II., der besser Französisch als Deutsch spricht, die Refugiés ihre Kirche erweitern und mit einer Kuppel krönen dürfen, zugleich aber auf diesem bisher der Kolonie vorbehaltenen Gelände gegenüber dem französischen auch ein baugleicher deutscher Dom entsteht, ist das Zeichen für ein Miteinander gesetzt. Künftig begegnet man sich auf dem Gendarmenmarkt, von dem die Pferdeställe längst verschwunden sind, nicht nur beim Kirchgang, sondern auch beim Besuch des Schauspielhauses, das der König zwischen den beiden Kirchen errichten lässt, und auf dem Friedhof vor dem Oranienburger Tor, wo jetzt nicht nur die lutherischen Dorotheenstädter ihre Toten bestatten, sondern auch die französisch-reformierten.

Und so weicht Ablehnung einer vorsichtigen Annäherung, siegt die Neugier über den Neid, mischen sich in der schnell wachsenden Stadt die Nachbarschaften, die Sprachen, die Familien. Es wird Mode, französische Cafés und Restaurants zu besuchen, im »atelier« des »tailleur« nach dem Vorbild der Königin Luise die neueste »couture« aus Paris schneidern zu lassen, man genießt »patés« und »tartes«, flaniert auf dem »trottoir« und sagt »pardon«. Wer auf sich hält, schickt seine Söhne auf das Französische

Gymnasium, das allen Berliner Bürgern offensteht. Gelungenes Miteinander, bei dem nur noch die Namen – die Lafontaines, Fontanes und de Maisières – die Herkunft ihrer Träger verraten.

\*

Schwieriger gestaltet sich die Assimilation bei den vor Verfolgung aus den österreichischen Kronländern nach Berlin und in die Mark gezogenen Juden, denen die Bevölkerung mit noch heftigerer Abneigung begegnet als den Refugiés. War es bei den Franzosen die Angst, gegenüber den Zugezogenen benachteiligt zu werden, lehnen sie die Juden aus religiöser Voreingenommenheit ab. Hatte nicht schon Luther gegen die Mörder des HERRN gewettert! Da hilft auch nicht, dass der König den Juwelier Ephraim in den Stand eines Hofjuden erhebt.

Als es den ersten jüdischen Flüchtlingen, geschützt durch den Hof, gelungen ist, mit der Bevölkerung zu einem tolerierten Nebeneinander zu kommen, verschärft sich die Situation jedoch erneut durch den Zuzug ihrer verfolgten Glaubensbrüder aus dem Osten, die, den Pogromen im zaristischen Russland entkommen, ins Königreich Preußen und dessen Hauptstadt ziehen. Zu fremd ihre Erscheinung, zu unverständlich ihr Jiddisch, ihre Gewohnheiten und Rituale. Sind die zuerst Eingewanderten nicht mehr von den Einheimischen zu unterscheiden, so weicht man den bärtigen Männern mit Schläfenlocken, mit Kaftan und Jarmulke aus und achtet darauf, sie in ihren Wohnungen bei den Scheunen im Schatten der Zollmauer zu belassen.

Aber der Wunsch nach Anerkennung, Teilhabe und Erfolg treibt auch diese Männer aus dem Scheunenviertel in die Straßen der schnell wachsenden Stadt. Anpassung an die fremden Lebensverhältnisse, das Erlernen des Deutschen,

Fleiß und Tüchtigkeit verhelfen ihnen zu Anerkennung und Wohlstand. Aber der »Makel« des Jüdischseins bleibt, und so schaffen oft nur die Konversion zum Protestantismus, die Taufe und das Wechseln des Namens – der zu Siegfried gewordene Samuel, der von Itzig zu Hitzig Gewandelte – die Grundlage für den beruflichen und persönlichen Erfolg im aufstrebenden Preußen und Deutschen Reich.

\*

Und so wuchs und wächst Berlin. Noch immer drängen Tausende auf der Suche nach Arbeit oder Abenteuer, Geld oder Glück in diese Stadt. Ein Menschenstrom, der nicht enden zu wollen scheint, wie schon vor Jahrhunderten, als Berlin über seine mittelalterlichen Mauern hinauswuchs, neue Stadtteile entstanden, die umliegenden Dörfer eingemeindend. Bald zählte man eine Million Einwohner, eine zweite und dritte: junge Mädchen und Männer zogen auf der Suche nach Arbeit in die Stadt, verdingten sich für Hungerlöhne in den Fabriken, die ihre Schloten hoch über die alte Zollmauer reckten. Soldaten, ausgehoben auf dem Land, wurden in des Königs Uniformröcke gesteckt und exerzierten, marschierten, paradierten. Eingeschrieben an Humboldts berühmter Universität, träumten die jungen Feuerköpfe in Hegels Vorlesungen und geheimen Versammlungen davon, die Gesellschaft umzustürzen. Und so glich Berlin von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr und mehr jenem Schmelztiegel von 1700, in dem sich Menschen verschiedener Herkunft, Bildung und Religion begegnen, bestrebt, ihr jeweils Eigenes zu erhalten, und doch gezwungen, der Forderung nach Anpassung und Intergration nachzugeben.

Eng beieinander lebten sie in der Stadt. Das Schloss und die Adelspalais waren umgeben von den Häusern der

Bürger, von Händlern und Handwerkern. Ärzte, die in die Stadt zogen, um im Labor des Professors Robert Koch und in den Kliniken der Charité zu forschen, deren schlechter Ruf längst Vergangenheit war, wohnten nur unweit des »Feuerlands«, der Fabriken von Borsig, AEG, von Siemens & Halske, wo sich ausländische Techniker und Naturwissenschaftler Kenntnisse der Konstruktion von Maschinen, Stadt- und elektrischer Straßenbahn oder zu James Hobrechts vorbildlichem Kanalisationssystem aneigneten.

Selbst aus dem fernen Japan machten sich Offiziere auf den mühsamen Weg, um das preußische Militärwesen kennenzulernen und zu übernehmen. Manche lebten Wochen in der Stadt oder Monate, einige sogar Jahre, verbanden sich mit den Bewohnern auf Zeit – oder blieben für immer.

\*

Auch ich kam als Fremde in diese Stadt und beschloss zu bleiben. Ich begann, die fremden Straßen zu erkunden, wanderte über altes Kopfsteinpflaster und neuen Asphalt, blieb stehen, um Erinnerungstafeln an und Stolpersteine vor den Häusern zu lesen, Namen von Menschen, die hier gelebt hatten, ging weiter, immer weiter, bis meine Füße schmerzten und ich mir eine Bank suchte, um auszuruhen.

Und dann, an einem sonnigen Sommertag, fiel mir ein Haus auf, das sich mit seinem grauen bröckelnden Putz, den Einschusslöchern in der Fassade, dem schadhafte Dach und Fenstern, von deren Rahmen längst die Farbe abgeblättert war, wie ein ärmlicher Verwandter zwischen den frisch gestrichenen, renovierten Nachbarhäusern zu verbergen schien.

»Ein Schandfleck«, sagten die Leute im Café an der Ecke.

»Wem gehört es?«, fragte ich - und erntete Schulterzucken.

Seit jenem Tag zog es mich immer wieder dorthin. Doch es war nicht nur das heruntergekommene Haus, das mich interessierte, sondern auch die Straße, die mir zu gefallen begann. Leicht zu übersehen, verbindet sie die belebte Albrecht- mit der Luisenstraße. Führt die eine zum Deutschen Theater und die andere zur Charité, ist die Marienstraße ein kurzes, ruhiges Dazwischen, eine Schönheit erst beim genauen Hinschauen. Kein Baum verdeckt den Blick auf die klassizistischen Fassaden. Breite Bürgersteige, zur Entstehungszeit gepflastert mit den Platten schlesischen Granits. An den Wänden der Häuser sind Plaketten angebracht, die an ihre Erbauer und Bewohner erinnern: Adolph Menzel, den Maler, Jean Sibelius, den finnischen Komponisten, der 1889 in der Marienstraße 4 wohnte, und den russischen Komponisten Michail Iwanowitsch Glinka, der den Sommer 1852 in der Nummer 6 verbrachte. Japanische Schriftzeichen am Eckhaus der Marienstraße 32 zur Luisenstraße: Mori Ōgais Gedenkstätte.

Blieb ich vor der Nummer 23, dem großen Eisentor mit den schön geschmiedeten Blütenranken stehen und spähte in die Durchfahrt zum Hof, in dem Gerümpel lagerte, fragte ich mich, wer hier gelebt haben mochte, welche Geschichte sich an diesem verlassenem Ort verbarg. Aber zunächst verbarg sich das Haus, war verschwunden hinter Gerüsten und Planen, an denen ein Banner vom künftigen Aussehen kündete: Eine hell gestrichene Fassade, sorgfältig restaurierte Schmuckbänder und Fenster, glänzend grün das hohe Rankentor. Dazu Namen und Daten von Architekt und Baufirma, die diese Verwandlung vollbringen wollten.

Ich wechselte vom mit rot-weißem Band abgesperrten Bürgersteig auf die gegenüberliegende Straßenseite, betrachtete lange das Banner mit dem restaurierten Haus,

wandte den Blick nach links zur Luisenstraße mit der klassizistischen Fassade eines Hotels, zu DDR-Zeiten der berühmte Künstlerklub Die Möwe. Schaute nach rechts zur Albrechtstraße, wo, im einzigen nach dem Krieg neu errichteten Gebäude, Martin Luther King während seines Besuchs im September 1964 gewohnt hatte.

Fasziniert von so viel Geschichte, die sich hinter den Mauern zugetragen hatte, wanderte mein Blick zurück zum Bild des freundlich-hellen Hauses, und ich holte, plötzlich entschlossen, mein Handy aus der Tasche, fotografierte und erklärte am nächsten Tag mein Interesse an einer Wohnung. Und ich nahm mir vor, bis zur Fertigstellung die Geschichte des Hauses, seines Erbauers und seiner Bewohner zu erkunden.





---

Kapitel I, 1828

---

# Flüchtige Begegnung



---

Der Chemiker Friedrich Accum  
(1769–1838). Stich von James  
Thomson im European Magazine,  
1820

A calligraphic signature in cursive script, reading "Fredrick Accum Esq. re" on the first line and "F. L. S. Sc. Sc. P." on the second line. The signature is enclosed within a decorative, ornate border.



---

**»Die Marienstraße ist ein einzigartiger, in nahezu ungestörter Reihe erhaltener Straßenzug mit Bürgerhäusern aus der Schinkelzeit. [...] Sie hat 32 Hausnummern und führt von der Luisen- zur Albrechtstraße. Das ›mit einem Balkon versehene schöne Haus des Herrn Prof. Accum‹ fällt besonders auf.«**

---

Architekturführer DDR, 1. Bd., Berlin 1974